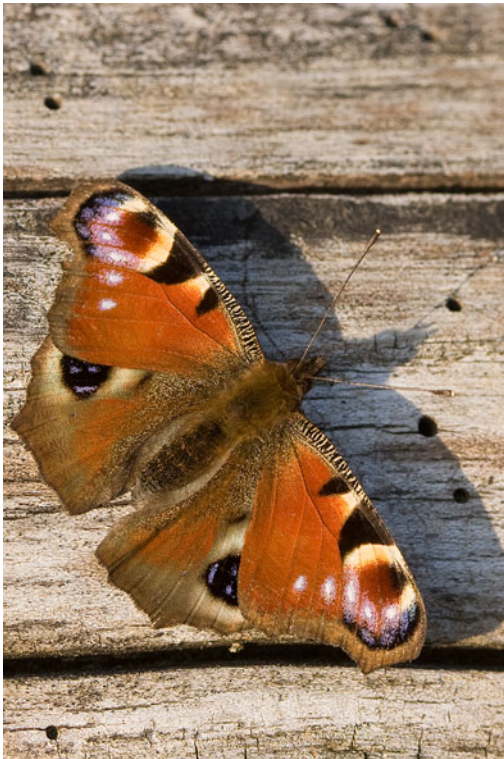


2

Kreuz und quer durch Anatomie und Morphologie



Die stehen in keinem Lehrbuch

Weil es in der Umgangssprache und auch in wissenschaftsorientierten Kreisen üblich ist, von pflanzlichen bzw. pilzlichen Sachverhalten zu sprechen, haben einige sprachpuristische Gemüter unter den Fachkollegen intensiv angeregt, man möge doch statt „tierisch“ lieber von „tierlich“ sprechen. Diesem Vorschlag könnte man, obwohl er eher nur ein nebensächliches semantisches Problem betrifft, durchaus etwas abgewinnen, aber solange er noch nicht in den gängigen Wörterbüchern der deutschen Sprache (etwa im Duden resp. Wahrig) als verbindliche Regelung verankert ist, bleiben wir vorerst bei der eingeführten Notierung „tierisch“.

So nehmen wir in diesem Kapitel die fallweise doch recht abgedrehte Verwendung von Begriffen aus der Anatomie bzw. Morphologie überwiegend der Tiere in den Blick, aber auch einige nette Namen aus anderen organismischen Verwandtschaftskreisen. Hier sind aus der relativ oberflächlichen Betrachtung hervorgegangene Begriffe ebenso vertreten wie naive Übertragungen aus anderen Bereichen der erlebten Natur. Ein „Mausohr“ muss demnach durchaus nicht das äußere Gehörorgan eines Kleinsäugers bezeichnen, und eine „Rote Bohne“ ist sicherlich keine neue Variante der fatal bekannten blauen Bohnen.

Die Benennung von Tierarten nach längst aus der Kulturgeschichte vertrauten Gestaltbegriffen der Alltagswahrnehmung ist gleichsam seit Jahrhunderten üblich. Man orientierte sich in der Wahl der zu bildenden Objektbezeichnungen eben an den allenthalben bekannten Benennungen und schuf somit eine interessante Klasse von Organismennamen, die uns daher – weil weitgehend losgelöst vom soziokulturellen Umfeld ihres Entstehungszeitraumes oder vom eigentlichen Benennungsanlass – heute als überaus seltsam bzw. betont erklärungsbedürftig erscheinen müssen.

Blasenfuß – Fußblasen können auch hilfreich sein

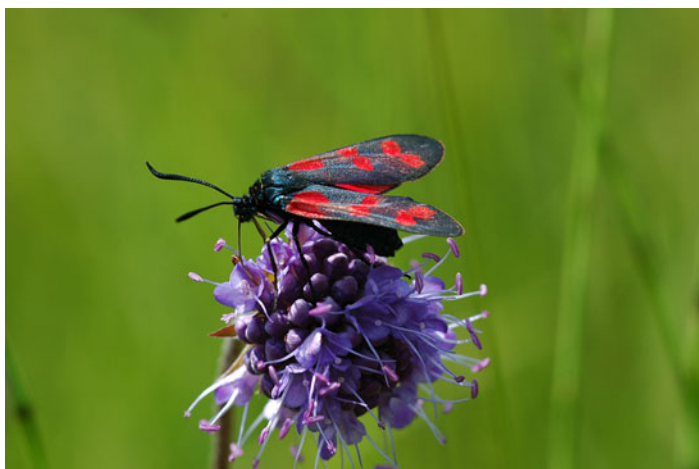
Blasen an den Füßen – das weckt im Allgemeinen keine sehr angenehmen Erinnerungen an die eine oder andere folgenreiche Malträtierung unseres Gehwerks, entweder als Konsequenz einer zu ausgedehnten Wanderung und/oder auch noch in ungeeignetem Schuhwerk. Jede Apotheke hält für die Therapie solcher Malaisen ein breit gefächertes Arsenal von Pflastern und Salben bereit.

Von unseren persönlichen Füßen reden wir hier aber gar nicht, sondern von den Vertretern einer eigenen Insektenordnung, der man zudem den eigenartigen Namen Fransenflügler (*Thysanoptera*) gegeben hat. Diese Verwandtschaftsgruppe ist zwar allgemein nur wenig bekannt, umfasst aber weltweit immerhin weit über 5000 verschiedene Arten. Davon kommen in Mitteleuropa immerhin etwa 400 Spezies vor. Die meisten sind recht klein und messen nur um 1 mm. Weil sie sich ernährungstechnisch jedoch als Pflanzensauger betätigen, können sie bei massenhaftem Auftreten in der Forst- oder Landwirtschaft durchaus unangenehm auffallen.

Aber wieso Blasenfüße? Die Adulttiere (*Imagines*) haben an den Enggliedern ihrer Füße eine lappenartige Zusatzeinrichtung, die sie durch innere Druckerhöhung mit Hämolymphe aufpumpen und dann ballon- bzw. blasenartig ausstülpen können. Diese Einrichtung, die durch eine besondere Drüse auch noch befeuchtet wird, ermöglicht den Tieren das bessere Anheften an sehr glatte pflanzliche Oberflächen. Blasenfüße, insbesondere die Vertreter der im Erwerbspflan-

zenbau nicht besonders beliebten Gattung *Thrips*, werden mit diesem anatomisch überaus interessanten Hilfsmittel zu einer echten „Gesellschaft mit beschränkter Haftung“.

Blutströpfchen – Gleich zweimal nett verniedlicht



Die Zygaenidae sind eine auch in Mitteleuropa vorkommende Schmetterlingsfamilie – man nennt sie seltsamerweise Blutströpfchen oder Widderchen. Die verniedlichende Nachsilbe -chen spielt dabei auf die Größe (eher Kleinheit ...) dieser hübschen, fast ausschließlich am Tag fliegenden „Nachtfalter“ an, von denen bei uns etwa 30 Arten vorkommen. Widderchen heißen sie wegen ihrer meist zur Spitze verdickten und leicht nach außen gebogenen, bei den beiden Geschlechtern unterschiedlich dicken Fühler,

die ein wenig an ein Widdergehorn erinnern. Ihren Namen Blutströpfchen verdanken sie der Vorderflügelzeichnung: Die meisten Arten tragen auf den schmalen, schwarz glänzenden Vorderflügeln leuchtend karminrote Flecken, wobei einige auch einheitlich grün gefärbt sein können wie das Grünwidderchen. Widderchen besuchen gerne die Blütenstände von Skabiosen, Disteln, Kleearten und Dost. Dort kann man sie manchmal in ganzen Gruppen sogar aus nächster Nähe beobachten (und fotografieren). Blutströpfchen zeigen nämlich keinerlei Scheu. Sie verlassen sich ganz auf ihre schwarz-rote Warnfärbung, die allen potenziellen Fressfeinden sofort ihre Ungenießbarkeit signalisiert. Viele unserer Blutströpfchen/Widderchen tragen übrigens die Namen ihrer Vorzugs-Raupenfutterpflanzen, vom Klee- bis zum Thymian-Widderchen.

Bocksbart – Haustierattribute auf der grünen Wiese

Bei den meisten Rassen der Ziegen, die in Mitteleuropa unter anderem als vierbeinige Landschaftspfleger zum Verbiss von Gehölzen in wertvollen Offenland-Naturschutzgebieten im Einsatz sind, tragen die männlichen Tiere am Kinn bzw. Unterkiefer einen kennzeichnenden Ziegenbart in unterschiedlicher Länge. Dieses besondere Attribut hat wohl auch den von den jungen Linken seinerzeit stark verehrten Revoluzzer Ho Chi Minh (1890–1969) stark beeindruckt, denn alle Abbildungen aus seinen späteren Lebensjahren zeigen ihn mit dieser spezifischen Barttracht.



Als Bocksbart ist jedoch auch eine heimische Fettwiesenpflanze bekannt: Der Wiesen-Bocksbart (*Tragopogon pratense*; von griechisch *tragos* = Ziege und *pogon* = Bart) ist eine schicke Pflanze bis 70 cm Wuchshöhe mit großen, oft über 5 cm breiten, hellgelben Korbblüten, die sich nur vormittags und außerdem nur bei sonnigem Wetter öffnen. Daran kann man das Namen gebende Merkmal aber zunächst noch nicht erkennen. Dieses zeigt sich nämlich erst bei der Fruchtreife: Mit seinen vorragenden Pappushaaren (= umgewandelte Kelchblätter der Einzelblüten), die wenig später den Flugapparat der Früchte bilden, sobald sich die Korbblüte auch in diesem Fall zur Pustelblume gewandelt hat, erinnert der noch unreife Fruchtstand an einen klassischen Ziegenbart. Reif und voll entfaltet bietet er mit seinen

großen und äußerst feinhaarigen Flugapparaten einen formalästhetisch recht beeindruckenden Aspekt.

Dickfuß – Meist nächtens auf der Pirsch



Er ist schon etwas ganz Besonderes in unserer europäischen Vogelfauna: Der etwa taubengroße, sandfarbene und deswegen prächtig getarnte Triel ist tagsüber nur wenig aktiv. Bei Gefahr drückt er sich auf den Boden, bewegt sich langsam in geduckter Haltung oder läuft unter Ausnutzung der meist spärlichen Deckung rasch weg. Erst beim Auffliegen nach kurzem Anlauf werden die kennzeichnenden schwarz-weißen Flügelmarken im Trielfieder sichtbar. Als Einziger von neun Arten aus der Trielfamilie hat sich unser Triel aus den Tropen und Subtropen so weit nach Norden vorgewagt und ist folgerichtig der einzige Zugvogel seiner

Sippe. Richtig aktiv werden Triele erst in der Dämmerung, wenn sie auf Pirsch nach bodenbewohnenden Wirbellosen und kleinen Wirbeltieren bis Maus- und Reptiliengröße gehen. *Burhinus oedicnemus* heißt der Triel mit wissenschaftlichem Namen, wobei es für den Gattungsnamen zwei Erklärungen gibt. Vielleicht wollte man mit „Rindernase“ (griechisch *bous* = Rind und *rhinos* = Nase) sein oxsenähnliches Aussehen ansprechen, das durch den dicken, kurzen Schnabel und die großen, gelben Nachtaugen zustande kommt. Vielleicht ist damit auch die „Rinderhaut“ (griechisch *rhinon* = Fell/Rinderhaut) an den fleischigen Beinen des Vogels gemeint. Sein Namenszusatz *oedicnemus* = Dickfuß (von griechisch *oideo* = schwellen und *kneme* = Wade) stimmt allemal. Seine kräftigen Beine mit den deutlich verdickten Laufgelenken sind ein gutes Erkennungsmerkmal der Art, wenn Dickfuß in Halbwüsten und Steppen sowie auf Ödland und den Schotterflächen großer Wildflüsse auf die Pirsch geht.

Doppelschwanz – Nur ein Kopf, aber zwei Enden

Manche reden mit gespaltener Zunge. Und Schlangen riechen sogar mit ihrer Doppelzunge, wenn sie „züngeln“ und die beiden duftbeladenen Zungenspitzen anschließend in ein besonderes Organ im Gaumendach stecken. Aber Doppelschwänze? Diesen Namen (*Diplura*) verwenden die Zoologen für eine kleine Gruppe flügelloser Urinsekten, die in Mitteleuropa nur mit etwa einem Dutzend Arten ver-

treten ist. Alle heimischen Doppelschwänze sind höchstens 2 mm lange Bodentiere. Da es in ihrem finsternen Lebensraum im Boden partout nichts zu sehen gibt, haben sie nicht einmal Augen. Am elften Körpersegment tragen sie zwei fadenförmig lange oder zangenförmig kurze Anhänge, die ihnen den Namen geben. Während die Fadenschwänzigen sich überwiegend von Bodenpilzen ernähren, sind die Zangenschwänzigen Jäger und Räuber: Sie ergreifen mit ihren Schwanzzangen sogar ihre fadenschwänzigen Verwandten und verbiegen sich bei der Mahlzeit skorpionartig, indem sie den Hinterleib nach vorne über den Kopf krümmen. Bemerkenswert ist das Materialrecycling aller Doppelschwanz-Arten: Wenn sie sich gehäutet haben, fressen sie ihre zu eng gewordene Chitinhülle auf, um deren Baustoffe erneut zu verwenden.

Elefantenzahn – Allein unterwegs am Meeresboden

Kahnfüßer (*Scaphopoda*) heißt eine kleine Weichtierklasse mit etwa nur 350 Arten. Sie fallen durch ihre einzigartige Gehäuseform auf: Die Kahnfüßergehäuse sind nämlich vorne und hinten offene, an einer Seite sich stark verjüngende Röhren. Mit ihrer gebogenen Form gleichen sie den Stoßzähnen von Elefanten. Allerdings sind diese Elefantenzähne bei Längen zwischen 2,5 und 12 cm lediglich Stoßzähne in Miniaturformat. Die Gehäuseoberfläche der Kahnfüßer ist meist weiß, glatt oder längs gerippt. Ihre Innenseite wird von einem Mantel ausgekleidet, der bauch-

seits eine röhrenförmige Mantelhöhle freilässt. Diese kann durch Längsmuskeln verengt werden. Durch schlagende Wimpern strömt stetig Wasser durch die Mantelröhre. Ein fingerförmiger Fuß, der aus dem Gehäuse am dicken Ende herausragt, dient zum Graben in den obersten Sandschichten. Über dem Fuß liegt im Gehäuse ein zu einem Mundrohr reduzierter Kopfteil, an dessen Basis Fangfäden sitzen. Mit diesen dünnen, am Ende verdickten Fortsätzen fängt der Elefantenzahn kleine Beutetiere aus dem umgegrabenen Sandlückensystem des Bodens. Klebt eine Beute fest, werden die ausgestreckten Fangfäden schnell zurückgezogen und zur Mundöffnung geführt. Kammerlinge (*Foraminiferen*) sind die Spezialnahrung der Kammfüßer. Deren Schalen werden leicht durch die vielzählige Radula im Schlund des Elefantenzahns geknackt. Beim Umgraben verschwindet der Elefantenzahn mit bis zu zwei Dritteln seiner Gehäuselänge im Boden. Wenn er in Gänze daraus wieder auftaucht, hat er seine Grabungsstätte abgegrast und macht sich auf die Suche nach einem neuen Fressplatz. Wo mehrere leere Elefantenzahngehäuse am Meeresboden liegen, könnte man als Taucher schon mal an einen Elefantfriedhof im Miniaturformat erinnert werden.

Engelsflügel – Auch Muscheln können bohren

Wegen ihrer hübschen Formen und Farben sind Muschelschalen ein äußerst beliebtes Sammelgut in jedem Urlaub am Meer. Kaum jemand kann den netten Rundungen der

leeren Schalen widerstehen. Viele von ihnen erhielten wegen ihrer besonderen Ästhetik recht blumige Namen. So ist auch mit dem Engelsflügel nicht etwa der Fortbewegungsapparat von himmlischen Wesen, sondern eine Muschel gemeint. Die Schalenhälften ihres hellen, dünnen Gehäuses haben tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Engelsflügeln. Wie die echten Bohrmuscheln es tun, bohrt sich auch *Petricola lithophaga* mit ihrem ovalen, lang gestreckten Gehäuse durch die gemeinsame Aktion von Raspeln und Säureattacken in weiches Kalkgestein, in derbwandige Schalen anderer Muscheln und sogar in das Holz von Hafenbauten. Dort kann der Steinbohrende Engelsflügel, wie er vollständig heißt, beträchtlichen Schaden anrichten. Der Zusatz *lithophaga* im Artnamen bedeutet übrigens wörtlich übersetzt Steinfresser. Engelsflügel hin oder her: Dabei erwischt, ist er sicher schon oft kräftig verflucht worden.



Erpelschwanz – Ein wirksames weibliches Lockmittel

Im Prachtkleid der Stockentenerpel sind vier schwarze, ringelförmig aufwärts gebogene Steuerfedern am sonst weißen Schwanz unserer häufigsten Entenart ein unverwechselbares Erkennungsmerkmal. Wie viele ihrer männlichen Artverwandten schinden auch die Stockentenerpel im Prachtgefieder und mit ihrem Balzritual bei der Weiblichkeit mächtig und bemerkenswert erfolgreich Eindruck. Wer sich als Stockentenweibchen mit einem solchen „Showman“ einlässt, handelt sich allerdings einen bemerkenswerten Nachteil ein: Um die Brut und Jungenaufzucht darf sich anschließend die unscheinbar gefärbte Kindsmutter ganz alleine kümmern.

Wohl wegen einer an einen Erpelschwanz erinnernde Verhaltensweise trägt ein Nachtschmetterling (*Clostera curcula*) ihn als Namen. Bei den etwa 3 cm großen Faltern, die auf ihren rötlich grauen Flügeln einen rotbraunen Fleck an der Flügelspitze tragen und von April bis August unterwegs sind, übernehmen – nun so gar nicht entenartig – die Weibchen die Rolle als „Lockvögel“. Dazu biegen sie im Sitzen ihren Hinterleib zwischen den aneinandergelegten Flügeln wie einen Erpelschwanz nach oben. Nach der Eiablage entwickeln sich die Raupen an Pappeln und Weiden. Ihr Versteck bauen sie sich zwischen zusammengespinnenen Blättern, bis sie schließlich als Falter ihrem Namen Erpelschwänze zumindest im weiblichen Geschlecht wieder alle Ehre machen.

Essigälchen – Gib ihnen Saures!

Die etwas anderen Lebensräume, die sich mit ihren ökologischen Profildaten von Gartenteich, Gemüsebeet oder Getreideacker doch recht erheblich unterscheiden, findet man nicht nur in der entlegenen Antarktis oder mehrere Kilometer tief unter dem Meeresspiegel. Mitunter sind sie buchstäblich fast zum Greifen nahe: Die Karaffe mit Balsamicoessig im schicken Nobelrestaurant ist beispielsweise ein solcher Extrembiotop. Darin könnte sich nämlich eine größere Schar Essigälchen (*Turbatrix aceti*) tummeln. Die etwa 2 mm langen und allenfalls als leichte Trübung wahrnehmbaren Tiere, schlank und spitz wie große Aale, gehören zu den artenreichen Fadenwürmern (*Nematoden*) und ertragen enorme Säurekonzentrationen bis pH 2. Aber auch mit Basen um pH 9 kann man sie nicht besonders beeindrucken. Diese Winzlinge sind überhaupt nicht gefährlich, aber man empfand sie in der Kulinarik offenbar als unliebsam: Ihr wissenschaftlicher Name *Turbatrix aceti* bedeutet nämlich „Störerin des Essigs“.

Ein naher Verwandter, das Kleisterälchen (*Panagrellus redivivus*), ist nicht weniger kurios. Es bevölkert gerne die Tapeten feuchter Wohnungen und kommt fallweise sogar in Bierdeckeln vor.

Goldafter – Bei Weibchen sogar besonders dick



Der Goldafter (*Euproctis chrysorrhoea*) ist ein Nachtfalter aus der Familie der Trägspinner. Bis auf einzelne kleine, schwarze Punkte, die aber häufig auch fehlen, sind seine Flügel so reinweiß wie seine übrige Körperbehaarung. Einzige Ausnahme ist der Namen gebende goldgelbe Afterbusch, der beim Falterweibchen besonders dick und ausgeprägt, beim Männchen dagegen nur schwach angedeutet ist. Mit seinem üppigen, goldigen „Hintern“ bedeckt das Goldafterweibchen sein umfangreiches Eigelege, aus dem später die gefräßigen Raupen schlüpfen. Ganz und gar nicht wählerisch, fressen sie an fast 30 verschiedenen Pflanzenarten, vor allem an Bäumen und Sträuchern. Ganz oben in der Beliebtheit als Futterpflanzen für die Raupen der Mütter mit dem dicken goldenen Afterbusch stehen Rosengewächse (vor allem Obstbäume), wobei Weiden, Birken oder Buchen auch nicht verschmäht werden.

Zum rundlichen goldfarbenen Hinterteil gibt es eine erwähnenswerte Fortsetzungsgeschichte. Unlängst entdeckte und beschrieb man in Australien eine neue Fliegenart aus der Familie der Bremsen. Sie ging als *Scaptia beyonceae* in die Fachliteratur ein, weil die Autoren sich angesichts dieser so empfundenen Diva unter den Pferdebremsen an die beachtlich kurvige Rückseite der amerikanischen Popsängerin Beyoncé (Giselle Knowles-Carter) in ihrer offenbar eindrucksvollen goldfarbenen Bühnengarderobe erinnert fühlten.

Goldauge – Mit Schleierflor und Ei am Stiel



Nach ihrer bezeichnenden Augenfarbe wird die Gewöhnliche Florfliege (*Chrysopa perla*) häufig auch „Goldauge“ genannt. Geradezu elfenhaft wirkt sie, wenn ihre hauchdün-

nen durchschimmernden Flügel den schlanken, etwa 1 cm großen Körper wie mit einem Schleierflor umhüllen. Die Florfliegen mit den großen, goldgrün schillernden Augen leben an Bäumen und Sträuchern. Dort ernähren sie sich fast ausschließlich von Blattläusen. Denen spritzen sie ein giftiges Sekret ein, das innerhalb von Minuten deren Inneres auflöst und von den Goldaugen als Cocktail eingesaugt wird. Florfliegen fallen uns oft erst auf, wenn sie – vom Licht angelockt – in der Dunkelheit Lampen anfliegen oder in unseren Häusern überwintern. Im Herbst und Winter färbt sich ihr Körper dann rotbraun, um im Frühling, à la saison durchaus passend, wieder zu ergrünen. Dann verlassen die Goldaugenweibchen ihre Winterquartiere und legen ihre Eier an Blättern und Stängeln ab. Dabei klebt das Weibchen zunächst einen Sekretröpfchen auf die Unterlage, zieht ihn dann durch Heben des Hinterleibs zu einem Faden aus und befestigt je ein Ei auf dem erhärteten Sekretfaden. Die aus den Eiern am Stiel geschlüpften Florfliegenlarven fallen sofort mit wahren Löwenhunger über Blatt-, Schildläuse oder Milbeneier her. Deswegen heißen die jungen Goldaugen zu Recht „Blattlauslöwen“.

Hahnenkamm – Sieht eher aus wie eine Koralle

Wenn jemandem der Kamm schwillt oder der Kamm hochgeht, ist er offenbar sichtlich zornig, wird wütend, vielleicht auch herausfordernd, übermütig oder sogar eingebildet – die klassischen Attitüden von Parteitagsrednern und sonsti-

gen Politikern. Das Bild ist abgeleitet vom Haushahn, dessen stolz getragenes Markenzeichen sich immer dann stärker rötet, wenn er heftig erregt ist.

Ohnehin ist der auf dem Kopf der Haushühner bei beiden Geschlechtern aufsitzende, fleischige und gezackte Hautlappen der Hähne größer. Während sich die „Manneszier“ nach einmal erreichter Größe nicht mehr verändert, lässt sich am kleineren Kamm der Hennen ihr physiologischer Zustand ablesen. Hennenkämme sind während der Legeperiode größer und verkleinern sich in den Legepausen sowie während der Mauser. Bei einigen Haushuhnzuchtformen tragen die Hähne ganz ungewöhnliche Kämme. Es kommen Blätter- oder Schmetterlingskämme aus zwei nebeneinanderliegenden, gezackten Blättern, Erbsenkämme aus drei Reihen von Fleischhöckern oder Rosenkämme als breite, warzige, nach hinten in einen Dorn auslaufende Wülste vor. Auch können auf den Kämmen Federn sprießen und so bei manchen Hühnerrassen zu Federhauben werden. Nicht nur schmuck, sondern auch schmackhaft sind die Hahnenkämme. Sie wurden früher als Delikatesse in Hühnerbrühe mit Zitronensaft gegart, als Ragout zubereitet, mit Trüffeln oder Farce gefüllt, paniert oder durch Teig gezogen und gebacken.

Der Hahnenkamm ist aber nicht nur der besondere Kopfschmuck verschiedener Vertreter der Hühnervögel, sondern auch eine so bezeichnete heimische Pilzart, deren übrige Verwandte man nach ihrer eigenartigen, vom üblichen Bild eines Pilzes völlig abweichenden Wuchsform als „Korallen“ führt. Die seltsame Bauchwehkoralle (*Rama-*

ria pallida) führt bereits in ihrer Benennung einen klaren und ernst zu nehmenden Warnhinweis. Der Hahnenkamm (*Ramaria botrytis*) ist eine relativ seltene Art dieser Gattung und ebenfalls absolut nicht zu genießen, aber auf jeden Fall hübsch anzusehen.

Hundsrute – Das ist nun wirklich unverschämt!

Die Naturhistoriker des 18. Jahrhunderts waren wahrscheinlich leicht schockiert: Nein, das gibt es doch gar nicht, das sieht ja aus wie, nun ja, das aktionsbereite Begattungsorgan des männlichen Hundes! Die Formähnlichkeit ist in der Tat beeindruckend. Der so benannte Pilz (*Mutinus caninus*) gehört in die verwandtschaftliche Nähe der Boviste.

Noch ärger treibt es übrigens die Stinkmorchel – sie trägt sogar den bezeichnenden wissenschaftlichen Namen *Phallus impudicus* – der ganz und gar Schamlose. Beide Arten strapazieren nicht nur die Fantasie, sondern auch die Nase, denn sie stinken wirklich erbärmlich. Fliegen sind von diesem unglaublichen Aasgestank offensichtlich äußerst entzückt und kommen in Scharen: Sie finden zwar kein faulendes Fleisch, in das sie ihre Eier legen könnten, tragen aber in kurzer Zeit die glibberige Fruchtmasse ab und verbreiten so Unmengen von Pilzsporen in neue Lebensräume.

Judasohr – Es bleibt immer etwas hängen



Es gilt als recht schmackhaft, wenngleich es im Alter ein wenig zäh wird. Aber keine Sorge – diese Beschreibung stammt nun wirklich nicht aus einem Kochbuch für Kannibalen, sondern kennzeichnet die heimische Pilzart *Auricularia auricula-judae*, deren bräunliche Fruchtkörper im feuchten Zustand tatsächlich wie vereinzelte Ohren aussehen. Zum Verständnis der zugegebenermaßen seltsamen Namensgebung muss man ein wenig in das Neue Testament eintauchen: Zwei Evangelien (Mk 3,19 sowie Mt 10,4) berichten vom Verrat des Jüngers Judas an Jesus durch einen Kuss – ein früher gerne dargestelltes Sujet der Malerei, beispielsweise von Giotto di Bondone (1266–1337) in der weltbe-

rühmten Cappella degli Scrovegni in Padua. Nachdem er seinen schmachvollen Verrat eingesehen hatte, wurde Judas von enormen Gewissensbissen geplagt und erhängte sich – so der biblische Bericht – an einem Holunderstrauch. Dazu passt nun wunderbar, dass *Auricularia* als Saprobiont nur an alten Stämmen des Schwarzen Holunders (*Sambucus nigra*) zu finden ist.

Langohr – Können Osterhasen fliegen?



Wegen der langen Ohren, jägerisch auch Löffel genannt, bezeichnet man unseren Feldhasen gerne als „Meister Langohr“. So gar nichts mit dem Feldhasen gemein, der ja zur zoologischen Ordnung der Hasenartigen (*Lagomorpha*)

zählt, hat ein anderes, langohriges Säugetier. Etwa 5–11 g leicht, kommt es mit häutigen Flügeln und etwa 25 cm Spannweite angeflattert. Wenn wir mehr als nur einen Schatten von diesem nächtlichen Flugobjekt wahrnehmen könnten, würde es uns an einen fliegenden Osterhasen erinnern. Weil die Ohren dieser Fledermaus mit über 4 cm Länge fast so groß wie das restliche Tier sind, taufte man es zu Recht „Langohr“. Zwei Arten, das Braune und das Graue Langohr (*Plecotus auritus*, *Plecotus austriacus*) sind bei uns heimisch. Nachdem sie den Tag in Spalten verstecken auf Dachböden, in Baumhöhlen oder Nistkästen verdöst und verschlafen haben, fliegen die Langohren meist erst bei Dunkelheit aus, um im langsam gaukelnden Flug oder rüttelnd vor Blattwerk und Wänden mittels ihrer gewaltigen Lauscher feinste Krabbelgeräusche der Beutetiere wahrzunehmen. Hat sich ein Falter verraten, wird er vom Langohr mit insektenfresserähnlich spitzen Zähnen gepackt, im Mund zum Fraßplatz getragen und dort genüsslich verspeist. Während der Schmetterlingsrumpf mit Stumpf und Stiel im Langohrmagen landet, fallen die Falterflügel als Speiseabfall trudelnd zu Boden. Wenn wir einen Langohrfraßplatz entdecken, meist geschützt unter Dach oder Vordach, können wir anhand der Flügelreste auf den ersten Blick etwas über das Vorzugsbeutespektrum dieser kleinen Nachtkolbe erfahren. Zudem ist ein Langohrfraßplatz immer auch mit den kleinen, aufgrund darin enthaltener Schmetterlingsreste etwas pelzigen Kotpellets der Lauschjäger garniert. Beim Schlafen, ob Tages- oder Winterschlaf in Höhlen und alten, feuchten Kellern, falten Langohren ihre Lauscher nach hinten und klemmen sie unter die Unterarme. Nur die Ohrdeckel stehen dann wie

kleine Teufelshörner nach vorn und täuschen Öhrchen vor. Auch beim Entfalten der Ohren vor dem Start sehen Langohren mit ihren verhältnismäßig großen Knopfaugen nicht nur putzig, sondern auch besonders interessant aus. Ihre noch leicht nach hinten gebogenen Riesenohren erinnern dann etwas an ein mächtiges Widdergehörn.

Mausohr – So ganz und gar nicht mausig



Der deutsche Name der Säugetierordnung zeigt, was Menschen beim Anblick von Fledermäusen nicht selten dachten: „Da kommt uns doch tatsächlich eine geflügelte Maus entgegen!“ Doch mit solchen Äußerlichkeiten endet auch

schon die Beziehung zwischen Mäusen und Fledermäusen. Zwar sind beide Säugetierordnungen und viele ihrer Arten klein und braun oder grau bepelzt, aber das ist die einzige auffälligere Gemeinsamkeit. Während die Echten Mäuse eine Familie innerhalb der artenreichen Säugetierordnung der Nagetiere bilden, gehören die Fledermäuse einer eigenen Ordnung an, derjenigen der Fledertiere oder Handflügler (*Chiroptera*). Parallel zu den Vögeln entwickelten sie vor über 50 Millionen Jahren den aktiven Flug. Diese „Erfindung“, zusammen mit der Fähigkeit, sich mit Ortungsrufen im Ultraschallbereich und den zurückkehrenden Echos (Echoortung) im Dunkeln zu orientieren, war offensichtlich so erfolgreich, dass heute weltweit über 900 Arten von Kleinfledermäusen (Unterordnung *Microchiroptera*) auf Nachtflug unterwegs sind. Die fast 200 Arten der Flughunde (*Megachiroptera*), der zweiten Unterordnung der Fledertiere, verlassen sich bei ihrer Suche nach Früchten und Blüten dagegen ganz auf ihre ausgezeichneten Nachtaugen und den hervorragenden Geruchssinn. Wer nicht nur vom Fell her, sondern auch noch wegen seiner Ohren an eine Maus erinnert, braucht sich nicht wundern, wenn er Mausohr genannt wird. Das Mausohr (*Myotis myotis*) ist unsere größte heimische Fledermausart. Auch in puncto Geselligkeit sind Mausohrweibchen bei uns kaum zu schlagen. Im Sommer bilden sie Kolonien mit bis zu 2000 Tieren und ziehen in diesen „Wochenstuben“, meist auf ungestörten, großen Dachböden, ihre Jungen gemeinsam groß. Und spätestens beim Jungenkriegen und -aufziehen sind Fledermäuse überhaupt nicht „mausig“. Während Mäuse sehr viele Kinder in kurzen Abständen produzieren, setzen Fledermäuse eher auf das „Wenigkindmodell“. Die Fleder-

mausweibchen, so auch das Mausohr, investieren ganz in die aufwendige Betreuung viel umsorgter Einzelkinder, gelegentlich – bei einigen Arten sogar regelmäßig – auch von Zwillingen.

Nadelspitz – Letztlich nicht so ganz passend

Der/die Nadelspitz (*Ocinebrina aciculata*) gehört zu den Stachelschnecken (*Muricidae*). Sie und ihre weitere Verwandtschaft, einschließlich der Muscheln, waren wegen ihrer ebenso ästhetisch schönen, oft ungewöhnlichen und immer haltbaren Gehäuse beliebte Sammler- und Forschungsobjekte. Kein Wunder, dass man vielen Arten sehr blumenreiche Namen verpasste. Doch sind diese auf den ersten Blick nicht immer besonders zutreffend. Zwar hat die Nadelspitz-Schnecke eine schmale, spindelförmige Gestalt, „nadelspitz“ ist sie jedoch keineswegs. Nur im Vergleich mit den anderen Arten ihrer Gattung *Ocinebrina*, die sich durch bauchig-spindelförmige Gehäuse mit breiten Axialwülsten sowie darüber laufenden Spiralstreifen auszeichnen, und deshalb Wulstschnecken genannt werden, ist die rotbraune *Ocinebrina aciculata* deutlich schmaler, mit schwach ausgebildeten Axialwülsten und einheitlich schmalen Spiralstreifen. Wenn dieser Muschelräuber im Flachwasser von Atlantik, Nordsee oder Mittelmeer gefunden wird, fällt er zumindest für sachkundige Malakozoologen (Weichtierkundler) aus dem üblichen Rahmen der „bauchbetonten“ Wulstschnecken. Womit sein Name „Nadelspitz“ schon fast wieder verständlich wäre.

Nase – Immer schön flach am Boden

Ihre weit hervorragende, stumpfe Schnauze hat der Nase (*Chondrostoma nasus*) ihren Namen eingebracht. Immerhin ist das nasenähnliche Vorderende dieses Süßwasserfisches der Äschen- und Barbenregion von Fließgewässern so charakteristisch, dass sie auch zu seinem wissenschaftlichen Artnamen wurde. Diese Schwarmfische halten sich meist in Bodennähe an flach überströmten Kiesbänken auf. Dort richten sie ihre Nase (Schnauze) zum Boden, um hier Algen von Steinen oder Kleintiere aufzunehmen. Diese einstige Massenfischart leidet heute vor allem unter der Verbauung der Fließgewässer. Infolge von Staustufen und Wehren werden viele ihrer Laichplätze zerstört, die Laichwanderung in geeignete Nebenbäche mit Kiesbetten wird verhindert. Auch die vom Menschen verursachte Gewässerverschmutzung gefährdet die Art. Zum Schutz der Bestände gibt es bei uns vorgeschriebene Schonmaße und Schonzeiten. Während der Fangzeiten müssen Nasen unter dem Schonmaß von 25–30 cm wieder in ihr Gewässer entlassen werden. Wenn die Nasen von März bis Mai schwarmweise flussaufwärts in ihre Laichgewässer ziehen, dürfen die dann mit einem Laichausschlag in Form sternförmiger Punkte am Kopf verzierten „Hochzeiter“ ebenfalls nicht gefangen werden. Um auf ihre Gefährdung aufgrund schädigender Einflüsse des Menschen auf ihren Lebensraum aufmerksam zu machen, wurde die Nase 1994 in Deutschland sowie 2003 und nochmals 2015 in Österreich zum Fisch des Jahres gekürt. Hoffentlich helfen derartige „Auszeichnungen“ der Nase wie anderen Tieren und Pflanzen des Jahres auch!

Neunauge – Eine Menge Löcher im Kopf

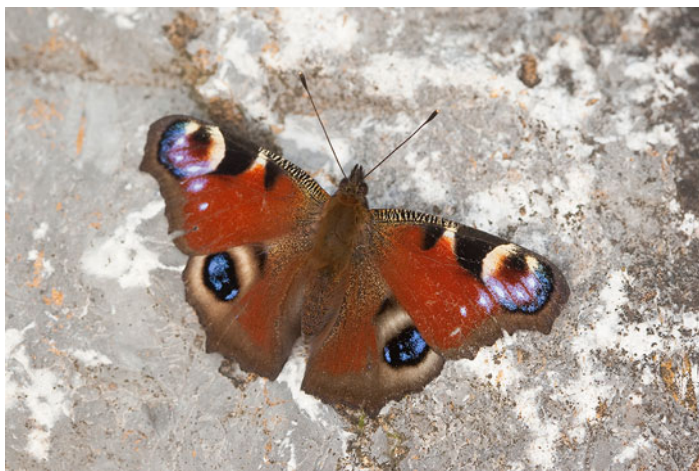


Früher stellte man sie zu den Fischen, obwohl sie eher Schlangengestalt haben. In der modernen biologischen Systematik bilden die Neunaugen innerhalb der Wirbeltiere jedoch eine Klasse für sich. Rundmäuler oder Kieferlose (*Cyclostomata*, *Agnatha*) heißen sie, weil sich ihr Mund nicht klappig öffnet wie bei allen anderen, sondern eher an eine kreisrunde Schlauchöffnung erinnert. Damit hängen sie sich an Knochenfische, raspeln deren Fischhaut auf und saugen die Körperflüssigkeiten ein. Einige Arten ernähren sich auch von Aas.

Nach dem Nasenloch und dem Auge, die zwei Kopfföffnungen darstellen, folgen beidseits an der Kopf flanken sieben weitere runde Kiemenöffnungen – offen und frei zugänglich, weil kein Kiemendeckel entwickelt ist. Wenn man die Tiere bei ungünstigem Licht im leicht getrübbten Wasser sieht und nicht genau hinschaut, könnte man die Löcherserie im Vorderkörper tatsächlich für Augen halten.

Neunaugen leben mit verschiedenen Arten in Bächen, Flüssen und im Meer. Ihre flunderdünne Larve verweilt zunächst ein paar Jahre lang im Gewässerboden und durchläuft dann eine Verwandlung zum geschlechtsreifen Tier. Neunaugen brauchen extrem saubere Wohngewässer, sind deswegen heute relativ selten und zudem wichtige Umweltindikatoren.

Pfauenauge – Ziemlich aufregende Augenblicke



Wenn ein Pfau über den Hof stolziert und sein Rückengefieder zum Rad ausbreitet, blicken uns gleichsam Dutzende Augen an: Im vorderen Abschnitt der dekorativen Konturfedern ist mit metallisch wirkenden Strukturfarben ein beeindruckendes Augenmotiv aufgetragen – eben Impos-

niergehabe pur. Solche Augenzeichnungen finden sich auch bei einigen heimischen Schmetterlingsarten und sind sogar Namensmerkmal vom Tag- (*Inachis io*), Abend- (*Smerinthe ocellata*) und Nachtpfauenaugen (*Eudia pavonia*) – Pfauenaugen gibt es also rund um die Uhr.

Während Tiere mit Mimese tarnende Signale verwenden, die sie unauffällig erscheinen lassen wie beispielsweise die Raupe im arglosen Zweigstücklook, steuern die Arten mit Mimikry genau das Gegenteil an: Der Signalempfänger soll möglichst mit panischer Flucht reagieren. Mimikry ist keine sichernde Tarnfärbung und lenkt nicht ab, sondern erregt im Gegenteil Aufmerksamkeit, warnt und schlägt in die Flucht.

Einige Signalfälscher und darunter auch die Pfauenaugen verwenden als Vorbild das typische Gesicht einer Katze, genauer deren bedrohlich blickendes Augenpaar. Da die Falter bei einer überraschenden Attacke durch Vögel nicht rasch genug außer Schnabelreichweite gelangen, bereiten sie ihren Angreifern zumindest einige „aufregende Augenblicke“, und das genügt zumindest für einen gewaltigen Schrecken: Sitzende Tagpfauenaugen klappen die Flügel auseinander, Abendpfauenaugen rücken die Vorderflügel ein wenig nach vorne – und schon zeigt sich ein starr dreinblickendes Augenpaar. Erstaunlich ist der perfekte Detailreichtum der hierfür verwendeten Augen-Make-ups: Die dunkle Umrandung fehlt ebenso wenig wie die farbig aufleuchtende Iris, die weit geöffnete Pupille oder die Glanzpunkte des widerspiegelnden Lichtes.

Riemenzunge – Die lassen wir nun ganz lang heraushängen



Gewiss – es gibt Tiere mit äußerst schlankem Gesichtsschädel und auch solche, bei denen die Gesichtszüge eher Breitwandformat einnehmen. Entsprechend gestaltet sich in der zugehörigen Mundhöhle die Zungenmorphologie: Bei Eidechsen und Schlangen sind die Zungen bemerkenswert schlank und schmal (bei Schlangen fallweise auch noch sprichwörtlich gespalten), während sie bei Fröschen und

Kröten doch betont in die Breite gehen. Für die Beschreibung einzelner Tierarten ist der Begriff „Riemenzunge“ aber überhaupt nicht gebräuchlich.

Die deutschsprachige Nomenklatur bezeichnet mit Bocks-Riemenzunge die monotypische heimische Orchideenart *Himantoglossum hircinum* (vom griechischen *himas/himantos* = Riemen und *glossa* = Zunge). Der lateinische Artnamenzusatz *hircinum* nimmt Bezug auf den doch recht aufdringlichen Duft der Blüten, die tatsächlich – Pardon! – wie ein Ziegenbock stinken. Die Pflanze selbst ist allerdings eine Augenweide: Ihre von Mai bis Juni geöffneten, bis zu 100 grünlichen Blüten stehen in dichten, reichblütigen Ähren. Der Mittellappen der dreiteiligen Unterlippe wird bis zu 7 cm lang und ist oft mehrfach gedreht. Die Art war bislang vor allem im südwestlichen Deutschland anzutreffen, hat aber in den letzten Jahren (Klimaveränderung?) weitere Vorkommen auch in weiter nördlich gelegenen Gebieten hinzugewonnen.

Riesenspringschwanz – Ein Winzling ist der Riese

Spätestens seit Albert Einsteins berühmter, im November 1915 veröffentlichter und nunmehr über 100-jähriger Relativitätstheorie erscheint vieles als relativ. So kann unter den Blinden selbst der Einäugige ein König sein. So ist auch unter den Springschwänzen eine Spezies von 5–9 mm Länge ein wahrer Riese. Springschwänze (*Collembola*) sind mit ca. 300 heimischen Vertretern die artenreichste Ord-

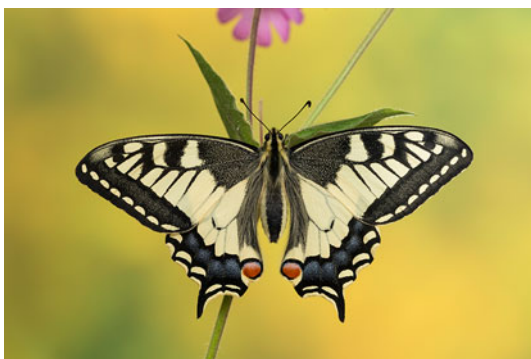
nung der Urinsekten, die noch keine Flügel besitzen und sich ohne Gestaltswandel über zahlreiche Jugendstadien bis zum fertigen Vollinsekt entwickeln. Weil sie nun nicht fliegen können, vollführen die meist auf oder im Boden lebenden winzigen Springschwänze „gewaltige“ Sprünge von mehreren Zentimetern. Abgestorbene, teilweise auch lebende Pflanzenteile gehören zu ihrer Nahrung. Unter den meist nur ein bis maximal 5 mm kleinen Springschwänzen ist *Tetrodontophora bielanensis* mit Abstand die größte Springschwanzart Mitteleuropas. Womit er mit Fug und Recht „Riesenspringschwanz“ genannt werden darf. In der Laubstreu am Waldboden kann man ihn mit guten Augen oder einem Vergrößerungsglas lebhaft springen sehen.

Rote Bohne – Leben in stabiler Seitenlage

Blaue Bohnen sind bekanntlich extrem ungesund, weiße Bohnen kommen in die Suppe, aber Rote Bohnen spielen für unsere Ernährung so gar keine Rolle. Diese Bezeichnung ist der populäre Name der Baltischen Plattmuschel (*Macoma balthica*), die individuenreich in der Nord- und Ostsee vorkommt. Wenn sie noch halb im Sand steckt, könnte man sie tatsächlich für eine Bohne halten. So ganz bohnenförmig ist die bis zu 3 cm lange Schale jedoch nicht, eher gerundet dreieckig. Aber rot ist durchaus eine dominierende Farbe neben gelben, cremeweißen, bläulich-grauen oder bräunlichen Nuancen, und immer hübsch abgesetzt mit konzentrischen weißen Streifen.

Lebend sieht man die Rote Bohne fast nie, denn sie liegt eingegraben im Wattboden, und immer auf der rechten Schalenklappe. Aus dieser stabilen Seitenlage sucht sie mit dem Vorderende ihres langen Einströmrohres die Bodenoberfläche der näheren Umgebung ab und saugt Kleinstalgen (*Diatomeen*) ebenso ein wie feine organische Abfallteilchen. Ernährungstechnisch gehört sie damit zum Typ der Pipettierer. Dagegen findet man die leeren Schalenklappen der Plattmuschel mengenweise im Muschelschill des Angespüls – ein deutlicher Hinweis auf die enorme Besatzdichte im Wattboden und auf den Tribut an die Nahrungsketten, vor allem an die zahlreichen Wattvögel.

Schwalbenschwanz – Aus der edlen Zunft der Ritter



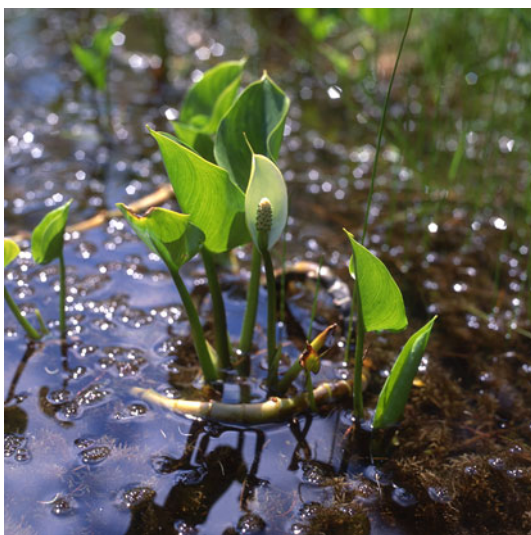
Mit seiner Verwandtschaft zählt er zu den attraktivsten Erscheinungen unter den heimischen Schmetterlingen. Der große Naturforscher Carl von Linné fasste den Schwalben-

schwanz und seine näheren Verwandten konsequenterweise unter dem stolzen Namen „Ritterfalter“ (*Papilionidae*) als Familie zusammen. Gleich mittelalterlichen Rittern sind einige von ihnen mit spornartigen Flügelanhängen geschmückt und tragen zudem noch Augensymbole auf ihren Hinterflügeln. Beides sind hervorragende Verteidigungsinstrumente der edlen Ritter. Vögel, die nach ihnen picken, werden von dieser aparten Zier abgelenkt, weichen davor zurück und haben letztendlich höchstens die Symbole der Ritter im Schnabel, während die Apollos, Osterluzeifalter oder Schwalbenschwänze leicht verändert, aber eben weitgehend heil das Weite suchen. Weil die langen Flügelanhänge des Schwalbenschwanz-Schmetterlings an die Flügelspieße unserer ebenso bekannten wie beliebten Rauchschwalbe erinnern, gab man diesem Ritterfalter den Namen. Weit verbreitet, jedoch nirgendwo häufig, suchen Schwalbenschwänze auch in unseren Gärten nach Eiablageplätzen und Nektar. Wo Sommerflieder wächst, tanken Schwalbenschwänze Nektar. An Möhre, Dill, Bibernelle, Petersilie, Kümmel und anderen Doldengewächsen verköstigen sich die attraktiven grünen, schwarz geringelten und gelbrot gefleckten Raupen des hübschen Ritterfalters mit dem Schwalbenschwanz.

Schweinsohr – Selten, schmackhaft und schützenswert

Im kulinarischen Kontext versteht man unter einem Schweinsohr etwas ganz anderes als ein Landwirt, der seine mühsam gepöppelte und üppig geratene Zuchtsau nächs-

tens an die Vertragsmetzgerei abliefern. Im Konditoreigewerbe ist ein Schweinsohr dagegen eine auf Blätterteigbasis gefertigte und gerollte dünne Schnitte – gleichermaßen fett und zuckerig und insofern vermutlich ziemlich ungesund. In der sonstigen und mitunter ziemlich abgedrehten Edelkulinarik hat man indessen von gegrillten oder marinierten Schweinsohren bislang nichts vernommen – vermutlich ist dieser anatomische Bestandteil eines unserer wichtigsten Nutztiere hier noch nicht angekommen.



Pilzkenner ordnen den Begriff Schweinsohr völlig anders ein: Sie verstehen darunter einen nicht gerade häufigen heimischen Pilz aus der engeren Verwandtschaft des allgemein bekannten Pfifferlings, zu der auch so eigentümliche Arten wie Totentrompete oder Kohlen-Leistling gehören. An

ein veritables Schweineohr erinnert die hier in Rede stehende Spezies *Gomphus clavatus* nur relativ entfernt. Auch ihre typische leicht lila Färbung der Außenseite gibt eher nur wenig Schweinemäßiges her. Wer sich im Anblick dieser interessanten Pilzart an ein Schweineohr erinnert fühlte, sollte doch bei den Haustieren einmal genauer hinsehen!

Übrigens: Falls Sie diese bemerkenswerte Art einmal finden sollten – bitte nicht in den Sammelkorb übernehmen. Sie steht auf der Roten Liste und verdient unbedingte Schonung.

Schließlich bezeichnet man als Schweinsohr auch die vor allem im nördlichen Mitteleuropa auf Torfschlammböden verbreitete und sonst eher seltene Schlangenzunge bzw. Sumpfcalla (*Calla palustris*). Als Vertreterin der Aronstabgewächse schließt sie ihren kolbenförmigen Blütenstand mit einem anfangs weißen, später vergrünenden Hochblatt ein, das mit seinem betonten Zipfel deutlich an ein Schweineohr erinnert. Im Unterschied zum Aronstab (siehe dort) ist das Hochblatt unten offen und bleibt somit ohne Kesselfalle.

Seidenschwanz – Aparter nordischer Wintergast

Wenn sich die schnurrende Hauskatze mal wieder einladend auf dem Sessel etabliert hat und man genüsslich ihren schlanken und seidenweichen Schwanz durch die Finger gleiten lässt, ist man gewiss versucht, den etablierten Artnamen Seidenschwanz vorbehaltlos auf den geliebten Schmutzestiger zu übertragen. Die tatsächlichen Verhältnisse sind aber nun einmal ganz anders.



In der Taiga im Norden Eurasiens sowie in Nordwestamerika ist der etwas mehr als sperlinggroße und charakteristisch gezeichnete Seidenschwanz (*Bombycilla garrulus*) als Brutvogel zu Hause, sicherlich einer der hübschesten unter unseren gelegentlich zu beobachtenden Singvögeln. Brutvorkommen in Mitteleuropa sind nicht bekannt. Allerdings kommen die eher hochnordischen Seidenschwänze während der Wintermonate manchmal in größeren Trupps zu uns, weshalb man in manchen Jahren geradezu von Seidenschwanzinvasionen spricht. Sie suchen dann gerne fruchtreiche Gärten, Parks und Wälder auf. Eines der jüngsten dieser Ereignisse zeigte sich im Winter 2004/05. Solche mitunter durchaus massenhaften Zuwanderungen werden wohl durch Nahrungsknappheit und/oder größere Populationsdichten im Brutgebiet mitbestimmt. Die eventuell schon im Herbst auftauchenden Seidenschwänze haben aber absolut nichts mit der zu erwartenden Strenge des kommenden Winters zu tun.

Spatzenzunge – Spitz und schlank

Ein Spatzengehirn produziert erwartungsgemäß keine staatstragenden Gedanken, obwohl man seine sonstigen Erinnerungs- und Orientierungsleistungen auf keinen Fall unterschätzen sollte. Auch eine Spatzenzunge kann nicht besonders groß sein, denn sie muss unsichtbar sein, wenn der Spatz den Schnabel hält. Für die Spatzenzunge (*Thymelaea passerina*) wurden ihre schmalen, höchstens 1–2 cm langen Blätter zum Namensmerkmal. Die in Europa nur mit einer Art vertretene Pflanzengattung ist sogar der Namensträger der gesamten Familie Thymelaeaceae, die man konsequenterweise Spatzenzungengewächse oder (zunehmend) Seidelbastgewächse nennt, denn diese dekorativen, aber extrem giftigen Gehölze gehören auch dazu. Die Spatzenzunge, die auch in ihrem Artzusatz auf den Sperling (von lateinisch *passer* = Sperling) verweist, ist ein ziemlich selten gewordenes Ackerwildkraut, das gerne in Spargelkulturen auftritt. Man nennt die Art auch Vogelkopf, weil ein schnabelartig lang ausgezogener Kelch zur Fruchtreife die Kapsel einhüllt.

Ziegenlippe – Stilvoll mit Hut

Haben Sie eine Ziege tatsächlich schon einmal so genau angeschaut, dass Sie sich an irgendwelche Auffälligkeiten ihrer Lippen erinnern? Die zeigen sich völlig normal und ohne besondere Gestaltungsmerkmale, sind bei den verschiedenen Rassen zwar unterschiedlich gefärbt und relativ fest bzw.

unempfindlich (Ziegen sind sehr entschlossene Weidegänger, die auch dornige Sträucher abweiden), weisen sonst aber keine ungewöhnlichen Besonderheiten auf. Der für Nutztiere einzigartige Ziegenbart wäre ein wesentlich interessanteres Merkmal, über das man nachdenken könnte.

Warum Pilzfreaks ausgerechnet einen Röhrenpilz aus der Verwandtschaft von Steinpilz und Maronen-Röhrling konsistent Ziegenlippe (*Xerocomus subtomentosus*) nennen – diesen deutschen Artnamen führen auch alle nennenswerten deutschsprachigen Pilzflora auf – ist eher rätselhaft. Auch die geruchlichen Eigenschaften dieses sehr schmackhaften Pilzes erinnern in keiner Weise an die mitunter etwas strenge Note von Ziegen, und auch sonst gibt es keinerlei biologische Zitate, die seinen seltsamen Namen erklären könnten.

Zypressenmoos – Die Nordsee grünt im Blumentopf



Reihenweise stehen die dekorativen Plastiktöpfe mit ihren grasgrünen Büscheln im Kaufhausregal und erwarten ihren Platz auf der häuslichen Fensterbank. Zweierlei muss daran außer dem Namen Zypressenmoos stutzig machen – der erstaunlich niedrige Preis und der ausdrückliche Hinweis, diese extrem pflegeleichte Zimmerpflanze sei immer frisch und brauche nie gegossen oder gedüngt zu werden. Genauerer Hinsehen löst das Rätsel auf: Trotz ihres pflanzlichen Aussehens sind die fein und dicht verzweigten, etwas mehr als handlangen Ästchen, die ein wenig wie ein betont hochfloriger Moosrasen aussehen, schaurig schön zum Dauergrün eingefärbte Tierkolonien, genauer die Polypenstöckchen von *Sertularia cupressina*. Dessen Kolonien bilden auf dem tieferen Grund der Nordsee dichte untermeerische Rasen und sind ein häufiger Beifang der Muschelfischerei. Sie finden sich gelegentlich auch – getrocknet und verkrustet – im Angespül. Tatsächlich erinnern sie mit ihren zweireihigen Verzweigungen an die flachen Äste von Lebensbäumen und Scheinzypressen, wie man sie (leider) auf jedem Dorffriedhof findet.

Was alles hinter Namen steckt

Teufelszwirn und Beutelteufel – kuriose, merkwürdige
und erklärungsbedürftige Namen unserer Lebewesen

Kremer, B.P.; Richarz, K.

2016, XXI, 288 S. 121 Abb.,

ISBN: 978-3-662-49570-4